

Der letzte Akt: Von Wulkow zurück nach Theresienstadt

Text & Illustrationen von Herbert Kolb

Die Fahrtstrecke 2. - 11. Februar 1945



Vorbemerkung

Der Autor (1922 - 2016) schrieb diesen Text im November 2008. Er wurde am 18.6.1943 zusammen mit seinen Eltern und seiner Schwester von Nürnberg ins KZ Theresienstadt deportiert. Schwester, Schwager und ihr kleiner Sohn überlebten die Verschleppung nicht.

Die Erinnerungen des hier erwähnten Berliners [Walter Grunwald](#) befinden sich ebenfalls auf [rijo-research.de](#). Herbert Kolb hat seine Autobiografie bis zur Befreiung aus dem KZ im Buch [Blutvergiftung](#) hinterlassen.

Einleitung

Nachdem ich fast ein Jahr im Ghetto Theresienstadt eingesperrt gewesen war, überbrachte mir am Freitag, dem 3. März 1944, ein Ghettopolizist in der Tischlerei folgende Mitteilung:

Auf behördliche Anordnung haben Sie sich unverzüglich im Büro zur Registrierung zu melden.

Der Polizist musste mich zum SS-Hauptquartier bringen, wo bereits viele andere Männer anwesend waren. Nachdem wir vom Kommandanten gemustert worden waren, wurden wir alle nach Hause geschickt und aufgefordert, unsere Sachen für einen Transport nach Zossen zum Bau von Baracken zu packen.

In der Nacht kam ein weiterer Befehl, der lautete:

Die Mitglieder der Barackenbaugruppe wurden heute im Büro der SS-Obersturmführers Bergel darüber informiert, dass innerhalb der nächsten Tage (vielleicht schon morgen) eine Sondereinsatzgruppe aus ihnen ausgewählt und in Marsch gesetzt wird.

Die betreffenden Personen werden morgen früh vom Chef der SS ausgewählt.

Zu diesem Zweck und zur Entgegennahme Ihrer Befehle sind Sie verpflichtet, morgen, Samstag, 10. März 1944, pünktlich um 7 Uhr im Hof III des Gebäudes Hauptstraße 2 anzutreten.

Nach Erhalt dieses Schreibens müssen Sie Ihr Gepäck in jedem Fall fertig machen. Die für den Transport ausgewählten Personen werden mit fehlenden Ausrüstungsteilen, insbesondere Overalls, Schuhen, Unterwäsche, Koffern, Rucksäcken usw., sofort nach ihrer Auswahl für den Einsatzverband im Zentrallager für Bekleidung und Ausrüstung, Hauptstraße 2, Hof II, Zimmer 14, versorgt.

Es muss betont werden, dass jeder, der diesem Befehl nicht Folge leistet, mit Maßnahmen zu rechnen hat.

Die Verpflichtung, das Gepäck fertig zu machen und morgen um 7 Uhr anzutreten, ist für jeden, der diesen Befehl erhält, verbindlich, auch wenn er aus irgendeinem Grund am Freitagabend nicht ins Büro kommen konnte.

Die Kenntnisnahme dieses Befehls muss durch Unterschrift bestätigt werden.

4. März 1944, ich war abfahrbereit. Aus irgendeinem Grund, ich weiß nicht warum, wurde ich nicht mitgenommen. Der Zug fuhr um 15 Uhr ohne mich ab. Den vielen Arbeitern auf diesem Transport wurde gesagt, sie würden nur sechs Wochen abwesend sein und ihr Ziel sei ein Ort namens Zossen. Wie ich viel später herausfand, war dies eine weitere Lüge der Deutschen. Die sechs Wochen vergingen und niemand kam zurück. Obwohl niemand wusste, wo Zossen war, glaubten die Leute in Theresienstadt, sie seien dort, bis die Mitglieder dieser Einsatzgruppe im Februar 1945 zurückkamen. Heinz Frankenstein und Walter Grunwald waren bei den 200 Männern des ersten Transports.

Am 24. August 1944 erhielt ich eine erneute Vorladung:

Zentrales Arbeitsamt, 24. August 1944

Kommando für eine Arbeitergruppe zum Bau von Baracken außerhalb des Ghettos.

Sie werden angewiesen, sich morgen, Freitag, den 25. August 1944, um 7.30 Uhr im dritten Hof des Gebäudes Hauptstraße 2 (B V) einzufinden, um dem SS-Hauptquartier vorgeführt zu werden.

Sie müssen am Freitag um 12.30 Uhr mit Ihrem Gepäck (zusammengerollte Decke, Rucksack oder Koffer) in der Langen Straße 5 (C III, Zimmer Nr. 112) abfahrbereit sein und sich in einer Reihe anstellen. Diese Benachrichtigung ist dort abzugeben.

Für beide Termine ist Pünktlichkeit zwingend erforderlich.

Diesmal wurden ich sowie 14 andere Männer und 25 Frauen mitgenommen.

Ich werde nicht auf die ganze Geschichte von Wulkow eingehen, das allen anderen Konzentrationslagern ähnelte, eine ständige Folter. Obersturmführer Stuschka, der Lagerkommandant, wurde von Adolf Eichmann persönlich ausgewählt. Stuschka war einer der perversen Verbrecher, deren dauernde Verstöße gegen jegliche menschliche Anständigkeit den Grundsätzen der Nazi-Philosophie entsprachen.

Die letzten Tage in Wulkow (31. Januar - 2. Februar 1945)

31. Januar 1945. Ich arbeitete den ganzen Tag daran, auf der *Baustelle Z* neue Griffe an alle möglichen Werkzeuge zu montieren. Am Abend marschierte unsere Gruppe zurück ins Lager. Von einer kleinen Anhöhe, unmittelbar vor dem Lagergelände, schaute ich zufällig zurück auf die Straße von Bad Freienwalde über Frankfurt (Oder) und Cottbus nach Dresden. Von dieser Stelle im Wald aus konnte man die Straße gerade noch sehen. Normalerweise war auf ihr nicht viel Verkehr, und jetzt, wo es im Winter schneite, fast gar keiner. Aber als ich an diesem Abend zufällig in diese Richtung blickte, bemerkte ich, dass sie total verstopft war: Ich sah Pferdekutschen, Autos, Lastwagen und viele Menschen zu Fuß mit Fahrrädern, Schubkarren und anderen Fahrzeugen. Es war ziemlich weit weg und man konnte im Dämmerlicht des späten Nachmittags nicht erkennen, wer darin saß, ob es sich um Soldaten oder Zivilisten handelte. Ich machte einen meiner Kameraden, der neben mir stand, darauf aufmerksam. Wir blieben beide einen Moment stehen und schauten hin.

Er fragte mich: *Was meinst Du, was das bedeutet?*

Ich glaube, die Russen sind in Schlesien durchgebrochen und die Leute fliehen!

Endlich hat sich der Spieß umgekehrt! Was die Deutschen anderen Ländern ange-tan haben, bekommen sie endlich selber zu spüren. Vielleicht ist es bald vorbei!

Ich hatte mich geirrt, die Rote Armee von Marschall Schukow war nicht in Schlesien, sondern sie war uns tatsächlich viel näher. Sie befand sich bereits am Ostufer der Oder bei Küstrin. Die Flüchtlinge kamen nicht aus dem Süden, sondern aus dem Norden. Küstrin war nicht einmal 29 Kilometer von uns entfernt.

Zurück im Lager sprachen wir mit unseren Kameraden über unsere Entdeckung. Ein paar von ihnen hatten den Treck auch gesehen. Wir hatten eine sehr lebhaft Diskussions. Ich dachte, die Flüchtlinge kamen aus dem Süden, Richtung Norden, während andere dachten, sie kämen von Norden und wollten nach Süden. Einige

sagten, sie hätten Artillerief Feuer gehört und im Nordosten den roten Himmel gesehen. Jeder hatte andere Ideen, alle waren sehr optimistisch.

Was wird mit uns passieren?, fragte jemand, aber keiner konnte wirklich antworten. Am Abend bekamen wir süße Gerste mit ein bisschen Fleisch und ein wenig Zucker.

Erwin Pick war einer der Zimmerleute. Er war schon 29 Jahre alt, ein kleiner Kerl, den wir *Picheck* nannten. Er war einer meiner besten Freunde. Manchmal brachte er mir abends ein bisschen Hebräisch bei, weil er dachte, dass wir nach dem Krieg alle nach Palästina gehen würden. Ich erinnere mich, dass er in dieser Nacht oben auf seinem Stockbett saß. Ich flüsterte ihm zu:

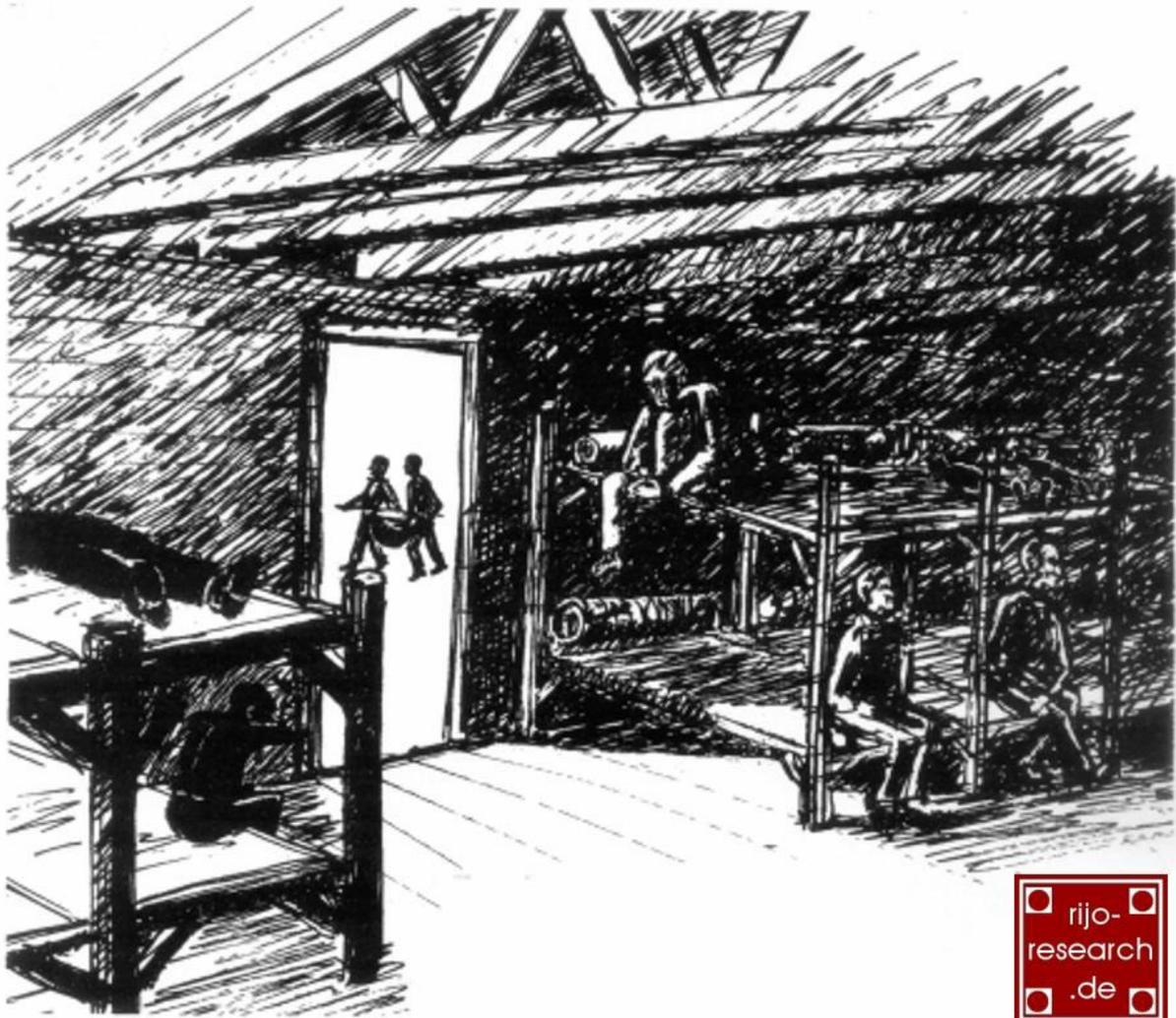
Man weiß nie, was dieser perverse Hund Stuschka vorhat. Ich glaube, da wir die einzigen sind, die so etwas wie Waffen haben, unsere Äxte, sollten wir vielleicht versuchen, sie irgendwo zu verstecken! Ich weiß, unsere Werkzeuge müssen jeden Abend in einem speziellen Schuppen deponiert werden und ein Mann ist für sie verantwortlich. Wenn die Anzahl der Äxte nicht stimmt, muss er das melden. Wie können wir das umgehen? Lass uns einfach sicherstellen, dass jeder seine Axt jeden Tag mitnimmt, egal, ob er sie an diesem Tag bei der Arbeit braucht oder nicht!

Ich wusste nicht, dass andere Gruppen ähnliche Ideen hatten. Walter Grunwald erinnerte sich, dass auch sie darüber nachdachten, sich mit improvisierten Waffen auszurüsten. Unsere Elektriker machten Schlagstöcke für einige der Männer. Ein Stück Erdungskabel wurde in heißes Blei getaucht, bis es an einem Ende einen schönen großen Klumpen hatte, der als Keule diente. Als sie es ausprobierten, stellten sie fest, dass sie damit einen drei Zoll dicken Ast mit einem Schlag durchtrennen konnten. Sie trugen diese Waffe im Ärmel. Falls es sein musste, wollten wir so viele dieser verhassten Deutschen wie möglich in den Tod mitnehmen.

Ihre Gruppe hielt es vor uns anderen geheim, genauso wie auch wir es nicht über unsere Zimmerleute hinaus verbreiteten. Man musste sehr vorsichtig sein, damit nichts zu Raphaelsohn oder einem der anderen Männer durchsickerte, bei denen man sich nicht sicher sein konnte.



Am nächsten Morgen, dem 1. Februar 1945, als wir die Baracke zum Appell verließen, wurden wir von den SS-Wachen zurückgejagt. Unsere nächtliche Verschwörung kam zu spät. Raphaelsohn kam in die Baracke und überbrachte die Befehle des Obersturmführers: *Niemand darf die Baracke verlassen, jeder, der draußen gesehen wird, wird erschossen.* Er befahl zwei Männern, in die Küche zu gehen und Kaffee zu holen. Sie kamen mit einem großen Kessel zurück. Die Leute fragten sie, ob sie etwas gesehen hätten, aber sie sahen nichts. Beim Mittagessen dasselbe. Es schien, als dürfe der Koch Essen zubereiten. Raphaelsohn kam wieder. Ihm wurde gesagt, dass wir für ein paar Tage auf eine andere Baustelle verfrachtet würden und danach wieder hierher zurückkämen. Inzwischen glaubte ihm niemand mehr. Er sagte auch, wir sollten nur das Nötigste mitnehmen, wir würden ja wiederkommen. Sobald er gegangen war, fingen alle an, ihre dürftigen Habseligkeiten einzupacken. Die meisten Leute hatten sowieso nur einen Rucksack.



Ich hatte für mich ein kleines Tagebuch angefertigt, und da ich in Nürnberg Buchbinden gelernt hatte, machte ich den Einband aus zwei dünnen Robinienholzbretchen. Das Motiv war eine Baracke hinter Stacheldraht. Es war mir jetzt zu gefährlich, es bei mir zu tragen. Ich riss den Einband ab und bewahrte nur die Blätter auf. Eigentlich konnte ich mich nicht einmal daran erinnern, dass ich diese Blätter aufbewahrt hatte. Erst viele Jahre später fand ich sie wieder.

Wir diskutierten darüber, wohin sie uns schicken würden. Niemand hatte eine Ahnung. Wenn jemand auf die Latrine musste, musste er einen der Wachmänner, die drauBen standen, um Begleitung bitten. Alles war sehr verwirrend.

Den ganzen Tag herrschte die gleiche Situation. Wir saBen einfach auf unseren Pritschen. Niemand durfte raus. Das Essen wurde von zwei Manner hereingebracht, die damit beauftragt waren. H4ufig h4orten wir Explosionen, aber irgendwie klang es nicht wie Artilleriefeuer. Sp4ter erfuhren wir, dass die Nazis die bombensicheren Unterst4nde sprengten, an denen unsere Maurer bis gestern gearbeitet hatten. Einige von ihnen waren noch nicht einmal fertig. Sie waren zur Aufbewahrung wichtiger Akten errichtet worden.



Abends bekam jeder *Savarka*, ein Produkt aus Zichorien. Es schmeckte bitter und hatte die Konsistenz von S4gemehl, aber wir mochten es, weil es das Hungergef4hl milderte. Wenn man es mit ein wenig Margarine und etwas Zucker mischte, war es gar nicht schlecht. AuBerdem wurden Zucker, Hefe und Margarine verteilt und Gers-tensuppe mit Brot.

Von Wulkow nach Berlin (3. Februar 1945)

2. Februar 1945, keine Änderung; niemand durfte raus. Wir bekamen an diesen Tagen nur eine Mahlzeit. Zwischen 21.45 und 22.45 Uhr erhielten wir etwas Fleisch mit drei Kartoffelknödeln, Zucker, Margarine, Marmelade, *Einbrenn* (eine dicke Paste aus Mehl, etwas Öl und Wasser, zusammen gekocht), drei Dosen Leberpastete, *Savarka* und Brotwürfel. Wir waren sicher, dass etwas passieren würde, und anstatt schlafen zu gehen, zogen sich alle an.

Plötzlich um Mitternacht der Befehl: *Alle raus! Nehmt mit, was Ihr wollt, und kommt auf den Appellplatz!* 198 Männer und 17 Frauen standen in Reih und Glied. Diesmal dauerte der Appell nicht so lange wie sonst. Um 0.45 Uhr marschierten wir in die Nacht hinaus. Es waren viele SS-Wachen unterwegs.



Lange Zeit marschierten wir durch Wälder. Niemand wusste, wohin es ging. Schließlich, noch in völliger Dunkelheit, erreichten wir Bahngleise. Es ist möglich, dass dies derselbe Ort war, Trebnitz, wo wir im vergangenen August den Zug verließen. Es war jetzt 2 Uhr nachts. Ein paar Viehwaggons standen da: *Alle rein!*

Es war 2.15 Uhr nachts. Im Waggon waren mit mir 74 Leute und unser Handkarren. Es gab nicht genug Platz für alle, um sich hinzusetzen. Zwei bewaffnete SS-Wachen standen an der offenen Tür. Nach einiger Zeit wurden die Waggons an einen Zug angehängt und wir fuhren los.

Wieder begannen alle zu spekulieren, wohin sie uns bringen würden. Es war ziemlich sicher, dass der Zug sehr langsam nach Westen fuhr. Normalerweise waren die Bahnhöfe, an denen wir vorbeifuhren, völlig dunkel. Nur für einen kurzen Moment wurden die Lichter eingeschaltet, wahrscheinlich damit der Lokführer etwas sehen konnte. Es war nicht nur schwierig, durch das kleine Oberlicht überhaupt etwas zu sehen, sondern es war auch Nacht und niemand erkannte die Bahnhöfe. Langsam wurde es heller und irgendwie wurde uns klar, dass wir nach Berlin fuhren.



Der Zug fuhr zunächst nicht sehr schnell und dann hielt er irgendwo draußen auf den Feldern an. Es war 9 Uhr morgens. Aus der Ferne hörte man Luftalarmsirenen heulen. Einer der SS-Männer ging am Zug entlang und sagte etwas zu den beiden Wachen an unserer Tür. Sie sprangen ab und stiegen in einen der Gräben, die neben den Gleisen als Luftschutzunterstände gegraben waren. Sie ließen die Tür offen stehen. Einen Augenblick später hörte man in der Ferne bereits die ersten Bomben fallen.

Es war der 3. Februar 1945 und amerikanische Flugzeuge griffen die Hauptstadt an. Der Zug war ziemlich nahe, östlich von Berlin. Fast keiner der Jungs im Waggon hatte zuvor einen Luftangriff erlebt, da die meisten von ihnen aus der Tschechoslowakei stammten. Sie genossen jetzt die Show durch die offene Tür. Bevor die beiden SS-Männer absprangen, hatten sie verkündet, dass jeder, der aus dem Zug aussteigt, erschossen würde.

Es war ein wenig dunstig, aber man konnte überall dünne Aluminiumstreifen wie Weihnachtslametta herumfliegen sehen. Die Flugzeuge hatten sie abgeworfen, um den Funk der Flakbatterien zu stören. Der Lärm kam jetzt immer näher. Durch die

offene Tür bemerkte ich ein Flugzeug, das direkt auf uns zusteuerte, und Bomben, die eine nach der anderen auf dem Feld explodierten, immer näher am Zug. Die Eisenbahn war schließlich ein Hauptziel. Ich war ziemlich überzeugt, dass die nächste Bombe uns entweder treffen oder zumindest sehr nahe kommen würde. Ich wartete unter extremer Anspannung, als das Flugzeug über den Zug flog. Wann schlägt die Bombe ein? - Die nächste Bombe kam nie. Wir waren in Sicherheit.

Um 11 Uhr war der Luftangriff vorbei und die *Helden* von der SS kamen zurück in den Waggon. Kurze Zeit später setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Langsam und mit vielen Zwischenstopps fuhren wir südlich um Berlin herum. Um 15 Uhr befand sich der Zug noch immer irgendwo südlich der deutschen Hauptstadt.

Die Fahrt nach Süden (4. - 5. Februar 1945)

4. Februar 1944. Zwischen 9.15 und 11 Uhr hielt der Zug in Großbeeren. Am Abend passierten wir Zossen. Endlich fanden wir heraus, wo der Ort war, zu dem wir angeblich transportiert werden sollten. Nun fuhr wir fast geradeaus weiter Richtung Süden. Ich erkannte die Bahnhöfe; es war dieselbe Strecke, die ich während meiner Ausbildung immer von Nürnberg nach Berlin und zurück gefahren war. Wie in der Nacht zuvor waren die Bahnhöfe nur für sehr kurze Zeit beleuchtet, aber jetzt sagte mir jeder, der in der Nähe des kleinen Fensters stand, die Namen: Luckenwalde, Jüterbog, Wittenberg, Bitterfeld. Alle paar Minuten, die ganze Nacht hindurch, fuhren viele Züge mit Panzern, Lastwagen und Kanonen in entgegengesetzter Richtung an uns vorbei.

Am 5. Februar 1945 um 6.30 Uhr hielt der Zug in Halle. Immer mehr Züge mit Rüstungsgütern rollten Richtung Norden. *Wahrscheinlich gegen die Russen, vielleicht greifen sie jetzt Berlin an*, sagte jemand. Der Zug fuhr weiter Richtung Süden: Naumburg, Jena, Saalfeld, Kronach, Lichtenfels. Niemand in meinem Waggon hatte eine Ahnung, durch welche Gegend wir fuhren. Ich sagte meinen Freunden, dass wir Richtung Süden fahren und dass sie uns möglicherweise nach Theresienstadt bringen würden. Wir fuhren noch genau auf der Strecke, die ich kannte. Das war nicht der kürzeste Weg, aber vielleicht waren die Russen schon in Schlesien und deshalb muss der Zug einen Umweg nehmen.

Es wurde wieder Nacht. Einige der Männer und auch die Frauen konnten sich ein wenig hinsetzen und schlafen. Es war nicht genug Platz für alle auf einmal. Ich wurde müde, als ich an dieser kleinen Fensteröffnung stand. Sie war so hoch, dass ich auf Zehenspitzen stehen musste. Jetzt hatte ich Gelegenheit, mich ein wenig hinzusetzen und forderte einen der Jungs auf, er solle weiter beobachten, wenn das Licht anging, während wir an einem der Bahnhöfe vorbeifuhren, und mir den Namen nennen. Ich sagte ihm, jetzt müsse Bamberg kommen. Wenn nicht, solle er mich sofort wecken.

Würzburg & Nürnberg (6. - 7. Februar 1945)

Selbst in diesem überfüllten Waggon schlief ich sofort ein. Immerhin war dies meine vierte Nacht ohne Schlaf. Nur wenig später weckte mich der Kamerad und sagte: *Bamberg kam nicht. Ist es möglich, dass wir noch nicht soweit sind?* - *Was war das letzte, das du gesehen hast?*, fragte ich.

Es war so etwas wie Steinbach und Zeil.

Ich habe keine Ahnung, wo das ist, sagte ich, halt weiter Ausschau und gib mir Bescheid, sobald du wieder einen Bahnhof siehst. Der nächste war Augsfeld, und dann kam Haßfurt. Ich verstehe das nicht: Haßfurt liegt meines Wissens am Main, warum fahren wir jetzt geradewegs nach Westen? Vielleicht gibt es noch ein anderes Haßfurt? Sag mir, wie der nächste Ort heißt. Wieder kamen ein paar kleine Bahnhöfe, von denen ich noch nie gehört hatte. Jetzt teilte mir jemand mit: *Wir sind gerade an einer Stadt namens Schweinfurt vorbeigefahren.* Ich stand auf und ging zum Fenster.

Wenn das wirklich Schweinfurt war, bringen sie uns nach Westen, vielleicht an die Westfront, nach Frankreich, um Schützengräben auszuheben. Wir wussten nicht, dass die alliierten Truppen zu diesem Zeitpunkt bereits weit auf deutschem Boden standen. Der Zug fuhr nun wieder Richtung Süden.

Am 6. Februar, um 7.30 Uhr, erreichten wir den Bahnhof in Würzburg.

Alle aus dem Zug!, schrien die SS-Männer. Jeder nahm seine Tasche und sprang aus dem Waggon.

Jetzt in Reihe aufstellen! Wir standen auf einem der Bahnsteige. Zum ersten Mal nach etwa 82 Stunden durften wir auf die Schienen urinieren. Zu essen hatte wir seit unserem Aufbruch von Wulkow nichts mehr bekommen. Das wenige, was von dem, das man uns in Wulkow gegeben hatte, noch übrig war, hatten wir inzwischen aufgebraucht. Nur wer eine Brotkruste übrig hatte, konnte noch etwas essen. Zu trinken gab es seit der Abfahrt vom Lager auch nichts mehr.

Von unserem Standort aus konnte man den oberen Teil der Stadt und die Hügel des Maintals sehen und es schien, als wäre nichts zerstört. Die Hänge im Hintergrund waren leicht mit Schnee bedeckt. Im Allgemeinen sah alles ziemlich friedlich aus. Würzburg war offenbar bis dahin noch nie bombardiert worden.

Nachdem wir eine ganze Weile dort gestanden hatten, hörten wir ein Geräusch, das allmählich lauter wurde. Eine Lokomotive fuhr auf und ab und produzierte viel Dampf, um den Bahnhof mit einer Nebelwand zu überziehen. Der Lärm erreichte seinen Höhepunkt, als etwa 50 amerikanische Bomber ziemlich tief über den Bahnhof flogen. Die Nebelwand half nichts, wir konnten sie sehr deutlich erkennen. Als ich all diese Flugzeuge sah, sagte ich zu dem Burschen neben mir: *Nimm lieber Deinen Rucksack ab!* Ich glaubte, gleich würden Bomben auf uns herabregnen und wir müssten irgendwo schnell Deckung suchen.

Dieser sehr wichtige Eisenbahnknotenpunkt war also noch nicht getroffen worden. Ich konnte es nicht glauben, aber auch jetzt passierte nichts. Etwa 30 Meter von unserem Standort entfernt war auf einem Eisenbahnwaggon eine schwere Flakkanone montiert. Sie war komplett besetzt, aber es wurde kein einziger Schuss abgegeben. Das war unser Glück, denn sie hätte das Feuer der Flugzeuge auf uns gezogen.

Ein paar Stunden später, als wir noch an derselben Stelle standen, war wieder dieses Motorengerüll zu hören. Ich dachte, die Flugzeuge würden zurückkehren, aber jetzt flogen weitere, vielleicht 200 Bomber in die gleiche Richtung wie die ersten über uns hinweg. Wieder geschah nichts. Alle fragten sich, woher diese Flugzeuge kamen und wohin sie wollten.

Am Abend fuhr ein Zug mit Viehwaggons ein. Wir wurden angewiesen einzusteigen. Es war jetzt 20 Uhr. Es gab nicht mehr Platz als im ersten. Für die paar Männer, die ausgewählt wurden, sich kurz hinzusetzen, war es wieder fast unmöglich zu schlafen. Der Zug fuhr jetzt nach Osten. Bringen sie uns wieder zurück? Es gab kein Wasser und kein Essen. Glücklicherweise war es mitten im Winter, weshalb es trotz all dieser Menschen nicht zu heiß in den Waggons wurde. Wenn jemand auf die Toilette musste, was nicht allzu oft vorkam, wenn es kein Essen und damit auch keinen Stuhlgang gab, hielten ihn zwei Männer an der offenen Tür an den Armen fest.

Die ganze Nacht hindurch fuhr der Zug sehr langsam und oft gar nicht, sondern stand stundenlang herum. Am 7. Februar 1945 um 8.30 Uhr kamen wir auf dem Güterbahnhof in Nürnberg an. Ich schaute hinaus, konnte aber nichts Vertrautes erkennen, nicht einmal zerbombte Häuser. Eine Ewigkeit standen wir dort und hofften, dass sie uns nach Theresienstadt bringen würden.

Wieder in Böhmen (8. - 9. Februar 1945)

In der Nacht fuhr der Zug wieder ab und kam am 8. Februar 1945 um 7 Uhr in Furth im Wald an. Er fuhr langsam nach Osten. Einer unserer tschechischen Kameraden, der jetzt hinausschaute, sah an einem der Gebäude die Aufschrift *Böhmisch Kubitz*. Er wusste, dass das Česká Kubice war, die frühere tschechoslowakische Grenze. Zuerst fing jemand ganz leise an zu singen: *Kde domov můj!* (Wo meine Heimat ist), die tschechoslowakische Nationalhymne. Der Rest unserer tschechischen Freunde stimmte mit ein. Es wurde immer lauter. Sogar wir, die aus Deutschland und Österreich, die den Text nicht kannten, summten mit. Das war für alle ein erhebendes Erlebnis. Plötzlich waren wir keine Sklaven mehr. Es fühlte sich an wie eine Revolution, alle wurden mitgerissen. Die Wachen schrien: *Ruhe, Ruhe!* Aber stattdessen wurde das Lied immer lauter und in einem Crescendo passierten wir Domažlice, die erste tschechoslowakische Stadt. Einer der Jungs, ein bekannter Pessimist, sagte: *Worüber freut Ihr Euch so? Die Nazis schicken uns in den Tod!* Aber er konnte die spontane Begeisterung nicht unterdrücken. Obwohl wir alle hungrig, durstig und müde waren, gab es jetzt kein Halten mehr. Das Singen ging immer weiter. Sie sangen *Praha je krásná* (Prag ist wunderschön) und *Kolíne, Kolíne* (Kolin, Kolin) und wer weiß wie viele andere tschechische Lieder. Es war wunderbar.

Am 9. Februar 1945, um 14 Uhr, kamen wir in Pilsen an. Der Zug stand wieder still. Um 19 Uhr bekam jeder eine Scheibe Salami. Danach wurde unser Durst noch stärker. Berthold Hornung krümmte sich plötzlich vor Schmerzen und stöhnte. Dieses kleine Stück Salami auf nüchternen Magen war zu viel für ihn. Alle versuchten zu helfen, aber niemand hatte Wasser oder sonst etwas. Jemand dachte, dass etwas zu essen helfen könnte. Aber wer hatte noch Essen? Wir waren schon seit sieben Tagen in den Zügen. Ich besaß noch ein paar Zuckerwürfel, meine eiserne Ration, die mir meine Mutter mitgegeben hatte, und ein oder zwei Brühwürfel. Die hatte wohl jemand in einem der kleinen Pakete an meine Eltern geschickt. Ich hatte sie bisher nicht verwendet, weil ich dachte, eines Tages würde ich sie dringender brauchen.

Ich fragte jemanden, der sich auszukennen schien, vielleicht war er Arzt, wie es mit einem Würfel Zucker wäre. *Nein*, wurde mir gesagt, *kein Zucker. Aber versuchen wir es mit dem Suppenwürfel.* Ich öffnete meinen Rucksack und suchte danach. Nachdem ich ihn gefunden hatte, zerbrach ihn jemand, mahlte ihn fein und gab ihn

Berthold ohne Wasser. Von einem Suppenwürfel als Medizin hatte noch niemand gehört, aber es half und seine Koliken hörten auf.

9. Februar 1945. Um 9 Uhr kam der Zug in Prag an. Er fuhr um die Stadt herum, von einem Bahnhof zum anderen. Um 16 Uhr waren wir immer noch in Prag. Als er eine Weile an einem der Bahnhöfe hielt, bekamen wir 200 Gramm Pökelfleisch und etwas *Einbrenn*.

Auf einem anderen Bahnhof an der Peripherie von Prag wurde es wieder Nacht. Jemand fragte die Wachen, ob sie uns etwas Wasser bringen könnten. Diese Männer waren so menschlich, nahmen einen Eimer und kamen ein paar Minuten später mit Wasser zurück. Aber wie sollten wir es gerecht verteilen?

Zufällig hatte ich einen kleinen Aluminiumbecher mit einem Viertelliter Fassungsvermögen, mein einziges Trinkgefäß, das auf Achtelhöhe markiert war. Mit diesem Becher gab einer der SS-Wächter jedem der 75 Männer 1/8 Liter Wasser.



Wahrscheinlich fuhr der Zug erst irgendwann in der Nacht ab.

Theresienstadt (10. - 14. Februar 1945)

Inzwischen war es der 10. Februar 1945. Am Morgen kamen wir an einem Bahnhof vorbei, wo es kurz zuvor einen Luftangriff gegeben hatte. Ich glaube, es war in Roudnice nad Labem. Einer der Tschechen wusste, dass die Deutschen dort ein unterirdisches Benzinlager unterhielten. Die Gebäude waren völlig zerstört und sogar einige der

Schienen standen senkrecht in die Luft. Nur ein Gleis war repariert worden und der Zug fuhr extrem langsam darüber. Erst um 15 Uhr erreichten wir den Bahnhof Bauschowitz.

Wieder hieß es warten und warten. Unsere abgekoppelten Waggons standen stundenlang auf einem Abstellgleis. Wir waren so nah dran an unserem Ziel, aber wir mussten trotzdem warten.

Um 20 Uhr wurden wir an eine Lokomotive angehängt und fuhren die zwei Kilometer nach Theresienstadt. Dies war jedoch noch nicht das Ende unserer langen Reise. Bis Mitternacht hielten sie uns in den Waggons fest.

Während wir warteten, geschah etwas sehr Erstaunliches, man könnte es fast ein Wunder nennen: Viele von uns besaßen eine Kerze oder einen Stumpf davon. Jemand hängte ein kleines Gefäß an einer Schnur von der Decke und wir stellten eine brennende Kerze hinein. Wir waren acht Nächte in diesen Waggons und sobald eine Kerze abgebrannt war, kam jemand mit einer neuen. Auch dass einige von uns Streichhölzer dabei hatten, war sehr ungewöhnlich. Die Kerze gab nicht viel Licht, aber es reichte, damit man sehen konnte, dass man nicht auf einen Kameraden trat. Als wir in Bauschowitz standen, wurde die letzte kleine Kerze in das Gefäß gestellt und angezündet. Wir wussten, dass keine mehr übrig war und wir danach im Dunkeln sitzen würden. Das Kerzenlicht erlosch erst, als wir in Theresienstadt ankamen.

Endlich konnten wir aussteigen, steif, müde und hungrig. Nun wurden wir unter Bewachung zur *Schleuse* getrieben, damit sich niemand zu seiner Familie aus dem Staub machen konnte. Diese befand sich in der Jäger-Kaserne. Alles wurde noch einmal durchsucht. Die Nazis glaubten wohl, dass wir nach der Zeit in Wulkow eine Menge Wertsachen besäßen. Ich sowie viele andere mussten alle unsere Kleider ausziehen. Da man nie sicher war, ob man am Ende einer solchen Reise seinen Rucksack zurückbekommt, trug man so viel wie möglich am Körper. Seit wir Wulkow verlassen hatten, trug ich selbst folgende Kleidungsstücke: 2 T-Shirts, 1 Unterhemd, 2 normale Oberhemden, 2 kurze Unterhosen, 1 lange Unterhose, 1 Turnhose, 1 Pyjama, 1 Freizeit hose, 2 Arbeitshosen, 2 Pullover, 2 Paar Socken, 1 Jacke, 1 Arbeitsjacke, 1 Windjacke, 1 Mantel, 1 Paar Wickelgamaschen, 1 Paar Handschuhe und 1 Paar Schuhe.

Am 11. Februar 1945, um 2 Uhr morgens, wurden wir in die Hannover-Kaserne verlegt, die nur einen Block von der Jäger-Kaserne entfernt war, wo wir unter Quarantäne gestellt werden sollten. Niemand durfte hinein oder hinaus.

Wir wurden in den dritten Stock des Gebäudes gebracht. Es gab Wasser und jeder trank immer wieder. Außerdem standen in den Zimmern Betten, zwei oder drei Stock hoch. Die meisten von uns legten sich einfach irgendwo hin.

Auch ich kroch in eine Koje. Niemand zog sich aus; wir waren viel zu müde, um uns darüber Gedanken zu machen. Ich sagte zu einem meiner Kameraden: *Wenn es etwas zu essen gibt, weckt mich*, und schlief sofort ein.

Als ich ein paar Stunden später aufwachte, war es bereits hell. Ich sagte zu dem Kollegen: *Ich habe großen Hunger. Wie kommt es, dass sie uns nichts bringen?*

Wieso? Es gab vorhin Marmeladenbrot, hast Du nichts abbekommen?

Nein, ich bin gerade erst aufgewacht! Das erste Essen nach neun Tagen und ich hatte verschlafen.

Einige der Burschen schauten aus dem Fenster und riefen immer wieder die Leute unten auf der Straße an. Sie baten sie, zu ihren Familien zu gehen und ihnen zu sagen, dass die Leute von der Barackenbau-Gruppe zurück seien. Eine solche Nachricht verbreitete sich in Theresienstadt wie ein Lauffeuer. Verwandte, Freunde und alle, die Angehörige in der Gruppe hatten, kamen. Also alle, die noch in Theresienstadt und nicht in ein Vernichtungslager deportiert worden waren.

Nach kurzer Zeit kam auch mein Vater. Die draußen durften nicht rein und wir konnten nicht raus. Jetzt standen alle an den Fenstern, und weil wir alle aufgeregter schrien, konnte man niemanden verstehen.



Kurz darauf kam jemand auf der Straße mit einem langen Seil, und nach ein paar Versuchen fing es einer von uns in einem Fenster auf. Jetzt waren wir verbunden. Ein anderer brachte ein Körbchen und wir oben konnten nun etwas Essen von den Leuten unten bekommen. Da niemand ein Wort verstand, schrieben wir Nachrichten auf kleine Zettel. In unserem improvisierten Aufzug fuhren sie im Korb auf und ab.

Die nächsten drei Tage hielten sie uns in Quarantäne. Wir kriegten zu essen, aber wir wollten zu unseren Familien. Abgesehen davon, dass wir an den Fenstern saßen und Nachrichten darüber erhielten, was in der Zwischenzeit in Theresienstadt passiert war, haben wir, glaube ich, viel geschlafen, um die Zeit im Zug nachzuholen.

aus dem Englischen übersetzt & bearbeitet von Gerhard Jochem

[Index](#)

[Home](#)